

Die Verlierer des Bürgerkrieges

von Michael Kleeborg

Läutet der Mord an Pierre Gemayel einen neuen Bürgerkrieg im Libanon ein? Ist er ein Zeichen für einen Machtkampf zwischen Christen und Moslems? Ist dieser religiöse Unterschied überhaupt der Graben zwischen den politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Fronten dieses Landes? Und wer hat ein Interesse, diesen Staat zu zerstören und warum?

Versuchen wir zunächst, ein wenig historische Ordnung in diese Fragen zu bekommen. In der angeblich goldenen Zeit zwischen dem zweiten Weltkrieg und dem Beginn des Bürgerkriegs 1975 nannte man den Libanon gerne „die Schweiz des Ostens“. Man hätte ihn ebensogut das Kuba des Orients nennen können. Wohlgermerkt das Kuba unter Batista, vor der Revolution Castros, als der Antillenstaat de facto unter amerikanischer Kontrolle stand, oder, wenn man will, unter Kontrolle der Mafia und der CIA, und der Drogenumschlagplatz, das Spielcasino und das Bordell der USA war, Havanna also verständlicherweise bei Ortsfremden ein höchst beliebter Ort war, ganz ähnlich wie das Beirut der fünfziger oder sechziger Jahre.

In dieser angeblich goldenen Zeit war der Libanon ein christlich und französisch geprägtes kapitalistisch-autokratisch-korruptes Land. Kein Zufall, hatte seine Gründung nach dem Ersten Weltkrieg unter französischer Oberhoheit doch dazu gedient, der frankophonen und christlichen Bevölkerungsminderheit, die damals allerdings noch die größte unter all den religiösen Minderheiten war, die den Libanon ausmachen, ein wirtschaftlich-politisches Sanktuarium zu garantieren, das aus dem historischen Korpus Syriens herausgetrennt und weit über den historischen Siedlungsbereich der Christen vergrößert wurde. Die Christen bestimmten Wirtschaft und Politik, die Moslems, vor allem die armen Schiiten im Süden des Landes waren Schuhputzer und hüteten Ziegen.

Diese Lesart entlang der Religionszugehörigkeit ist allerdings nur eine der möglichen. Religionszugehörigkeit ist auch im Libanon oft genug ein Vorwand, ein Banner, das man vor sich herträgt, um in seinem Schatten ganz anderen Interessen zu frönen. Der Libanon ist nämlich vor allem immer auch ein Land der großen Familienclans gewesen, die zwar, zur besseren Unterscheidung, vorgaben, eine Religion zu repräsentieren, aber in den Staat hinein weniger als Vertreter von deren Interessen und vielmehr als Vertreter der eigenen agierten.

Diese großen Clans waren und sind Staaten im Staate, vergaben Privilegien, Posten, Geld, Einfluß und hielten sich eigene Milizen. Es gibt sie bei den Christen, bei den Sunniten, bei den Drusen, und mag die Religion sie auch offiziell und zur besseren Unterscheidung für den einfachen Mann trennen, so wäre es doch naiv zu glauben, daß ihr Spiel um Geld, Macht und Einfluß im Land nicht auch viel Verbindendes gehabt hätte und noch hat.

Der Bürgerkrieg hat all diese Verhältnisse durchgerüttelt, aber eben nicht unbedingt entlang der Religionszugehörigkeit.

Der Drusenclan der Dschumblatts beispielsweise kennt keine moslemischen Brüder mehr, wenn sein Fürstenstatus im heimischen Schufgebirge in Frage gestellt wird. Der derzeitige christliche Präsident Lahoud verdankt seinen Job den Syrern, und bevor er seine Privilegien verliert, kungelt er lieber mit diesen, um mißliebige christliche Journalisten beseitigen zu lassen. Die Familie Gemayel hätte 1982 nichts dagegen gehabt, von Israels Gnaden die Regierungsdynastie eines mit Jerusalem verbündeten Libanon zu bilden, um die Sozialstruktur der Unterdrückung der Schiiten und Käfighaltung der Palästinenser aufrechterhalten zu können. Christliche und moslemische Kommunisten, die gemeinsam Nassers Traum von einem laizistischen, sozialistischen Panarabien weiterträumten, kämpften im Bürgerkrieg Arm in Arm gegen eine „Rechte“, die eher wirtschaftlich als religiös zu definieren war, auch wenn sich das vielfach überschneidet. Und während an der „Green Line“ der Hauptkampflinie in Beirut, christliche und moslemische Unterschichtler, um ein wenig Geld zu verdienen, sich als Kanonenfutter und Sniper verheizen ließen, spielte im Norden davon auf den Höhen von Djunie die christliche Haute-Volée ungestört Tennis und handelte im Süden davon die sunnitische Haute-Volée ungestört mit den Golfstaaten.

Trotzdem sind sich libanesische Intellektuelle, gleich welcher religiösen Herkunft, heute mit einem gewissen Bedauern darüber einig, daß die Christen die eigentlichen Verlierer des Bürgerkriegs gewesen sind. Nur was genau heißt das?

Es ist ja nicht so, daß hier ein Wettkampf der Glaubensbekenntnisse stattgefunden hätte mit dem Ergebnis, Jesus habe gegen Mohammed und Allah verloren und seine Botschaft sei nun unglaubwürdig. Wenn wir sagen, die Christen seien die Verlierer, so heißt das vielmehr, eine gewisse europäisch orientierte, im Grunde ihrer Seele völlig areligiöse Oberschicht habe ihre Machtprivilegien verloren.

Mit der Macht ist aber eben auch all das, was diese ungerechte Verteilung an positiven Nebeneffekten hatte, im Schwinden begriffen: die europäische Sprache, die als lingua franca das Land nach Europa hin öffnete, und damit eben nicht nur mafiöse Investoren und Bankiers, sondern auch die Aufklärung und die Idee der Freiheit, die Deklaration der Menschenrechte, die große Literatur, die Bedeutung der Bildung und den Anschluß an die Weltmoderne ins Land holte, das sich gerade dadurch positiv von allen anderen arabischen Ländern unterschied und für sie zum Luftloch nach draußen wurde.

Zweierlei hat eingesetzt mit dem Ende des Krieges und dem Ende der christlich-europäisch geprägten Domination, und wieder vermischen sich positive und negative Aspekte:

Eine Ethnisierung, aber auch ein erstmaliges libanesisches Nationalbewußtsein, dessen Sprache allerdings nicht mehr das Französische sein kann, sondern Arabisch ist.

Die Ethnisierung, also die eindeutige Kategorisierung unter religiöse Zugehörigkeit zum Zwecke der Herstellung eines Macht- und Interessengleichgewichts, war in der Nachkriegszeit zur Friedenserhaltung notwendig. Daß der Einfluß der christlichen Oberschicht kleiner werden mußte, entsprach vor allem den geänderten demografischen und soziologischen Strukturen: Auch die Moslems hatten Zugang zu Bildung und Wissen erhalten und drängten an die Schaltstellen und Fleischöpfe politischer und ökonomischer Macht. Die ärmste und vernachlässigste Bevölkerungsgruppe, die Schiiten, war stark angewachsen und begehrte erstmals gleiche Rechte. Die Hisbollah, heute in aller Munde, war zunächst im Grunde das schiitische Äquivalent für die reichen christlichen, sunnitischen oder drusischen Clans, die die Schiiten nicht besaßen: eine legitime Interessensvertretung.

Aber auch das neue libanesisches Nationalbewußtsein, die Erkenntnis, daß der kleine, gefährdete, unnatürlich zustandegewordene Staat, auch eine Hoffnung sein könnte, ein verteidigungswertes Gut, ist im Grunde dem Abstieg der christlichen Dominanz zu verdanken, der er erst ermöglicht hat, daß auch Sunniten und Schiiten sich nicht bloß über ihre Abneigung gegen Christen, Europa, Israel definieren können, sondern endlich auch über ihre Zugehörigkeit zu dem Land Libanon.

Und gerade dieser neue „Libanismus“, dieser Versuch, einen dritten Weg zu finden zwischen europäischer Kolonie, islamischer Theokratie und arabischem Despotismus, ist es, der eine heteroklitische und kaum für möglich zu haltende Koalition von Feinden auf den Plan ruft, die ein solches Projekt aus verschiedensten Gründen für gefährlich halten und, sei es von innen, sei es von außen, zu torpedieren suchen:

Lahoud und die Syrer, die ihren Einfluß behalten, die Kontrolle über das Land zurückbekommen. Die Hisbollah, die die Macht will, um einen islamischen Gottesstaat zu errichten. Israel, das einen instabilen und sich selbst zerfleischenden Nachbarn für sicherer hält. Alle haben sie den Wunsch gemein, einen demokratischen Libanon zu verhindern.

Wieder einmal sind es die Künstler, die die Utopie vorleben. Zwei der größten libanesischen Schriftsteller, beide auf Arabisch schreibend, beide Französisch sprechend, wenn sie im Ausland sind, der Romanautor Rachid Daif und der Lyriker Abbas Beydoun, der eine aus einer armen christlichen, der andere aus einer armen schiitischen Familie, sind seit zwanzig Jahren eng befreundet und amüsieren sich im Gespräch köstlich über die religiöse Archaik ihrer Herkunft. Die Lösung: Beide sind sie überzeugte Atheisten.